

Schuld um Schuld.

Roman in zwei Bänden von Ludwig Habicht.

Erster Band.

1. Kapitel.

Nach einem köstlich warmen Sommertage hatte sich der Abend herabgelassen, und Gottesfrieden herrschte über der ganzen Landschaft. Das Glockengeläute der Dorfkirche war soeben verhallt, und nun regte sich nichts mehr, kaum daß noch ein Hint vom Baldebrande leise sein Niederkommen erschallen ließ. Die Wellen des breiten Flusses rauschten wie traumverloren an seinen umhüllenden Ufern vorüber, und der Himmel senkte sein zartestes Blau in die dunkle Nacht. An der einen Seite des Flusses zog sich ein Fußsüß dahin, da hier das Ufer ziemlich flach war, während es an der gegenüberliegenden Seite steil emporragte.

Zwei junge Männer wanderten auf dem Ufer dahin; sie hatten anfangs noch lebhaft geplaudert, aber der Frieden der Natur mußte sie eigensinnlich berührt und zum Schweigen gebracht haben.

„Hörst, was ich da?“ rief plötzlich der eine und lauschte nach dem anderen Ufer hinüber, „da streiten sich zwei.“

„Ich höre nur einen,“ erwiderte sein Gefährte.

„Nein, ich kann nicht mehr leben, es muß heraus, ich werde fast wahnsinnig!“ schallte es deutlich herüber.

„Ach, was kümmert uns das tolle Geschwätz,“ sagte der zweite ruhig und wollte seinen Begleiter mit fortziehen, der blieb aber stehen und lauschte weiter.

„Den andern hör ich gar nicht.“

„Es ist auch immer: vielleicht ist ein Schauspieler aus der Residenz, der seine Rolle memorirt. Komm.“

Da, ein Schrei, ein Knachen und Krasseln wie von zerbrochenen Zweigen und ein bestiges Aufschlachten.

„Da ist jemand ins Wasser gestürzt!“

„Wir müssen ihn retten!“

Beide eilten nun zu einer naßen Hütte, wo ein Fischer mochte, und mit seiner Familie in der niedrigen Stube bei der Abendzuppe saß.

„Es ist einer ins Wasser gestürzt, schnell den Kahn,“ riefen sie ihm durch das offenstehende Fenster zu und im nächsten Augenblicke war der Mann auch draußen, löste den unsern seines Hauses angetretenen Kahn, die beiden jungen Männer sprangen mit ihm hinein, einer von ihnen und der Fischer ergrieffen die Ruderkanten und mit schnellen Stößen trieben sie das leichte Fahrzeug nach der Richtung, aus welcher die Spaziergänger den Fall gehört hatten.

„Nüßig floß der Strom, nirgend ein stärkeres Kräuseln, nirgend einer jener Ringe, der anbeutet, daß jenseits das Wasser ein Dämon verschlungen und sich darüber geschlossen hat. Wie süßliches Gold schimmerten die Wellen, getroffen vom letzten Strahle der untergehenden Sonne, jedoch die Ruderkanten schier geliebend waren.“

„Sie müssen sich doch geizt haben,“ sagte der Fischer, die Hand über die Augen legend, um besser vorwärts spähen zu können, „es ist ja nichts zu entdecken.“

„Nein, wir haben es ganz genau gehört,“ versicherte derjenige, der ihm beim Rudern half, „und hier muß es auch sein. Nicht wahr, Ferdinand, das ist die Stelle?“

Der Angeredete nickte, ohne sich umzusehen. Er stand vorn im Kahn aufrecht und hielt die Augen unverwandt auf das Wasser gerichtet, als wolle er es spüren, seine Beine herauszugeben oder wenigstens noch einmal an die Oberfläche zu bringen.

„Da! Da!“ rief er plötzlich und bewegte sich so bestig, daß der Kahn einen Augenblick ins Schwarze gerieth. Sein Gefährte und der Fischer folgten mit den Blicken der Richtung seines ausgefahrenen Fingers, und nun sahen sie in geringer Entfernung einen mit einem dunklen Tuchärmel bekleideten

Arm und eine Männerhand aus dem Wasser ragen, ein paar mal trampfand in die Luft greifen und dann verschwinden.

Ein paar kräftige Ruderschläge brachten den Kahn ganz dicht bis an die verhängnisvolle Stelle. Schon hatte sich der junge Mann, der vorn im Kahn gestanden, seiner Oberleiber entledigt, im nächsten Augenblicke war er im Wasser, theilte als sehr geschickter Schwimmer die Wellen, tauchte unter und kam wieder zum Vorschein, ohne den Ertrunkenen gefunden zu haben. Zum zweiten und zum dritten male wiederholte er das Experiment, und jetzt endlich wurde sein Bemühen von Erfolg gekrönt. Er hatte einen Körper bei den Schultern gefaßt und schlepte ihn mit Aufbietung aller seiner Kräfte mit sich.

Lange würde der müthige Schwimmer, so kräftig und gewandt er auch war, nicht im Stande gewesen sein, sich und seine steife und völlig leblose Bürde an der Oberfläche zu erhalten, zum Glück war Hilfe ganz in der Nähe. Während der Fischer sich bemühte, den schwankenden Kahn im Gleichgewicht zu erhalten, war derjenige, welcher bisher die Ruderkanten gefaßt, seinem Gefährten beistehend, den Mann, den er aus dem Wasser gezogen, in den Kahn zu heben.

Beim Anblick des Geretteten stieß der Fischer ein „Ha“ der Verwunderung aus, die beiden jungen Männer dachten aber nicht daran, zu sehr waren sie mit der Bergung des Verunglückten beschäftigt.

„Schnell fort!“ rief der eine, „schleunigste Hilfe thut noth.“

„Ich fürchte, hier ist alle Lebenswärme verloren,“ versetzte sein Gefährte, in das starre, bleiche Gesicht des Ertrunkenen blickend, über dessen Stirn sich die grauen Haare ganz fest gelegt hatten, jedoch sie auch zum Theil die unter grauen, buschigen Brauen liegenden Augen bedeckten, was dem Gesichte eine erschreckende Ähnlichkeit mit einem Stachelthiere gab.

„Der wird wohl manetodt sein,“ sagte jetzt auch der Fischer kopfschüttelnd, „hab' lange gefürchtet, daß das mit dem kein gutes Ende nehmen würde.“

„Sie kennen den Mann?“ fragten die beiden Freunde wie aus einem Munde.

„Sie nicht?“ lautete die von einem etwas mittelgroßen Knechtzuden ob solcher Unwissenheit begleitete Entzignung, „das ist ja der Kramer Schenkeles aus Wörbling, den kennt doch hier herum jedes Kind.“

„Wir sind aber nicht von hier herum, mein guter Mann, sondern machen eine kleine Spritztour,“ erklärte der eine der jungen Männer, während der andere sich zu dem Verunglückten niederbeugte und die Hand auf dessen Herz legte. Als er sich wieder aufrichtete, lag ein ernst, trauriger Ausdruck auf seinem Gesicht.

„Auch nicht der leiseste Schlag vernehmbar! Ich fürchte, ich fürchte!“

„Das arme Kind,“ seufzte der Fischer, „sie wird den Tod von dem Schreck haben.“

„Wen meinen Sie?“

„Die Tochter, sie ist —“

Was die Tochter des Krämers eigentlich war, erfuhren die beiden für den Augenblick nicht, denn der Kahn hatte das Ufer erreicht, und nun galt es vor allen Dingen, den Erlosenen aus demselben und ins Haus des Fischers zu tragen. Den beiden jungen Männern, welche sich dieser Aufgabe unterziehen wollten, war unerwartet Hilfe. Am Ufer stand ein schlanker, junger Herr in einer grauen Jagdjacke mit grünen Aufschlägen und eben solchen Weinkleidern; eine Doppelflinte hing ihm an einem Arme über die Schulter, den grauen Filzhut hielt er in der Hand, sodas man das lutzgechnittene, braunblonde Haar und die gegen das gebräunte Gesicht auffallend absteigende weiße Stirn bemerkte.

Abraham, vollende dein Opfer!“ Diese blühende Anspielung wirkte so berückelnd auf den armen Abraham, daß ihm kein Noth entfiel, wonach er unter allgemeinem Gelächter sich nach seinem Sitze begab.“

Die Spinnen. Es möchte kaum, so schreibt man der L. N., noch eine Gruppe von Thieren geben, welche es den Spinnen an Vossheit und Unverträglichkeit gleich thun. Nicht nur, daß sie jedes kleinere Thier, welches in ihre Nähe kommt und das sie bewältigen können, anfassen und mit giftigem Biß tödten; auch unter einander können sie nicht Frieden halten; sie bekämpfen sich auf Leben und Tod, und ihre chemische Zersetzung ist von solcher Reichhaltigkeit, daß das Männchen nach kurzem Ehegatt nur durch große Schnelligkeit den giftigen Klauen seiner stärkeren Hälfte entgehen kann. Und dennoch finden wir auch bei den Spinnen jene Hingebung für die Nachkommenhaft, wie wir sie bei anderen Thieren antreffen. Namentlich zeichnen sich hierin die Wolfspinnen (Lycoiden) aus, jene behenden, in Wald und Fels überall anzutreffenden, frei lebenden Spinnen, welche für ihre blühende Brut ohne Rücksichtnahme auf eigene Gefahr wie das höchste Vorkämpfer kämpfen. In Hebung in Göttingen, dem wir bereits eine Reihe von guten Beobachtungen aus dem Leben der Thiere verdanken, hat neuerdings dem Verstorben der Wolfspinnen gegen ihre Nachkommenhaft nähere Aufmerksamkeit geschenkt. Er setzte einige Thiere von Lycosa arvensis in einen geräumigen Käfig, stellte denselben auf seinen Arbeitsplatz und konnte so das Thun und Treiben der Thiere vor, während und nach der Eiablage genau beobachten. Wir begnügen uns hier mit der Bemerkung, daß die Lycosa, welche sonst ja kein Vieh weht, vor der Eiablage ein Geplänitz herstellt, auf das sie dann die Eier ablegt. Hierauf werden dieselben mit einem neuen Geplänitz bedeckt, und so stellt die Spinne endlich unter Jubelrufen von Mätern und Töchtern einen der Eier umschließenden, linienförmigen Kofon her, den sie sich an den Hinterleib befestigt und mit sich herumträgt. S. nahm nun einem Weibchen den Eierkofon ab, drehte ein gleich großes Kugeln aus Wollpapier und bot dieses der Spinne an. Sie erkannte die Färbung sofort und verhielt sich ruhig. Nun befestigte er auf demselben Papier die Hälfte ihres Kofonüberzuges, so daß also das Papier zur Hälfte frei war, und hielt es der Spinne vor; sofort nahm sie das Kugeln aus der Pinzette entgegen, trug es eine Strecke weit und begann eine genaue Untersuchung; das schiefliche Ergebnis derselben war, daß sie den Kofon adoptirte, indem sie mit den Spinnwarzen daran herum bürschte und ihn sich so hinten ansetzte. Es ist immer sehr schwer, einem Weibchen den Kofon abzunehmen, da es ihn mit aller Kraft festhält und für die Rettung seiner Brut einen Noth auf den Tag legt, wie er schwerlich in höherem Maße bei einem anderen Thiere gefunden wird. Wenn S. einer Lycosa den Eierkofon abnahm und ihr dafür den Kofon einer andern Lycosa bot, wurde dieses sofort adoptirt. Gleich nachdem sie ihn am Hinterleib befestigt hatte, bot ihr S. ihren eigenen an; sie beachtete ihn aber nicht und erkannte ihn auch nicht wieder, als er ihr wieder auf den Weg gelegt wurde. Wenn einer Spinne, welcher der Eierkofon abgenommen worden war, zugleich der eigene und der fremde dicht neben einander auf ihren Weg gelegt wurde, so griff sie immer den zunächst liegenden an und kümmerte sich um den andern nicht weiter. Als eine Spinne einer andern den Kofon abnahm und ihr dafür denselben befestigte, griff sie die befestigte sofort wüthend an und es entspann sich ein Kampf von furchtbarer Heftigkeit, der damit endete, daß die Angegriffene getödtet und des Kofons beraubt wurde, den sich die Siegerin nunmehr an den Hinterleib befestete. Neere Kofons werden von den Spinnen nicht angenommen, da nach S. Versuchen das Gewicht des Kofons, wenn die Spinne ihn annehmen soll, nicht unter eine gewisse Grenze hinabgehen darf; dagegen nehmen sie Kofons, welche bedeutend schwerer sind, als gewöhnlich. Ein wüthlicher Kofon wiegt etwa 0,45 gr mit Kofonblüthen umgibt, wurden dieselben von den Spinnen nicht angenommen und trotz der gewöhnlichen Last, welche mehr als das Zehnfache ihres eigenen Körpergewichtes ausmachte, mit herumgeschleppt. S. sieht aus seinen Beobachtungen den Schluss, daß der Inhalt des Kofons der Spinne durchaus gleichgiltig ist, daß die anlockende Wirkung vielmehr der Schale allein innewohnt. Die Versuche machen es wahrscheinlich, daß das Thier von dem Gewicht geteilt wird, welches von der Kofonoberfläche ausgeht. Es scheint auch, daß die Spinnen ein instinktives Gefühl dafür haben, inwiefern welcher Zeit das Auskühlen der Jungen zu erwarten ist, denn die gefälligen Kofons werden von ihnen zuletzt abgeworfen, nachdem sie eine entsprechende Zeit mit herumgeschleppt worden sind.

Die sanitäre Bedeutung der Stubenfliege dürfte wohl nur wenigen Untersuchungen eine bekannte Thatfache sein. Die meisten Menschen erkranken in diesem Insekt wohl nichts weiter als einen überlästigen Plagegeist und einen gefährlichen Verbreiter von Krankheitsstoffen, welcher, getreu dem bekannten Motto: „Tod allem Ungezieher,“ verloscht,

und mit allen möglichen Mitteln anskrotten gesucht wird. Und doch will man entdeckt haben, daß sogar die entsetzliche im komplizierten Organismus der Natur eine entscheidende nützliche Rolle spielt. In einer sehr interessanten Abhandlung, betitelt „Ungebetene Gäste“ erzählt Sylvester Frey: Häufig wird man an der Fliege gewahren können, daß sie die Hinterbeinchen gegen einander oder gegen ihre Flügel reibt. Nun wurde durch Mikroskope beobachtet, daß während dieser Reibebewegung der Flügel und Beinchen in der Luft dieselben durch eine Anzahl winziger Thierchen bedeckt werden, welche die Fliege sofort verzehrt. Diese mikroskopischen Erntestücken sind giftig und finden sich mehr oder minder in jeder unreinen Atmosphäre vor. Durch die Vertilgung derselben macht sich die Fliege demnach in sanitärer Hinsicht sehr nützlich. Noch ein weiterer Schluss wurde durch jene mikroskopischen Untersuchungen zutage gefördert. Darunter ist die Magerkeit der Fliegen in einem Hause in allererster Hinsicht als ein Beweis einer reinen Atmosphäre zu betrachten, während ihre Körperfülle Kennzeichen davon abgibt, daß die Luft durch allerbaldigste Ingrezidenzen verdorben ist. — Trotz dieser guten Eigenschaften der Stubenfliegen wird wohl ein jeder eine heimliche Freude darüber empfinden, daß die Tage dieser Hausgenossen nunmehr gezählt sind, denn unter untern Breitenraden steigt sich die Fliege zumelit während des Juli und August mit all ihrer Belästigung. Nach dem Kofelglauben soll sie in der Mitte des Juni auftauchen wie ein alter Werführer der Deutschen bespaunt, welcher lautet: „St. Nit — bringt die Fliegen mit.“

Ein Jubiläum. Am 25. August waren es fünfundsiebzig Jahre, seit Berlin seine erste Straßenbahn erhielt, indem am 25. August 1865 die Pferdebahnlinie „Kupfergraben—Brandenburger Thor—Charlottenburg“ für den Betrieb eröffnet ward. Damit war die erste Pferdebahnverbindung eines Reichs mit dem inneren Stadtbild Berlins hergestellt.

Die höchstgelegene Kirche im Deutschen Reich ist das Wendelstein-Kirchlein, das am 20. August von dem Erzbischof von München-Freising, v. Thoma, eingeweiht wurde. Der Erzbischof machte trotz seiner 62 Jahre den Auf- und Abstieg zu dem nächst der Zugspitze und dem Wagnmann höchsten deutschen Berge (1849 m) zu Fuß. Etwa 500 Personen wohnten der Feier an.

Die Verandung der Wolga. Die Wolga hat unsere Stadt für immer verlassen!“ lautet der neueste Bericht aus Saratow; in der That hat in dem Wolga-Arme, an welchem letztere Stadt gelegen, nunmehr jede Bewegung des Wassers aufgehört, nachdem derselbe im heurigen Sommer von Tag zu Tag leichter geworden war. Saratow liegt also nicht mehr an der Wolga; denn der linke Stromarm, welchen sich der Fluß als ausschließliches Bett gewählt hat, ist zwei Kilometer von der Stadt entfernt. Die mit dem Arme zusammenstießenden antonkommenen Reiben werden vom linken Wolga-Arme aus getrieben und auf Werden, längs einer durch das frühere Flussbett führenden Straße, zur Stadt befördert. Da eine Wiederkehr der Wolga in ihr früheres Bett nicht denkbar ist, so muß die Stadt mit dem linken Stromarme durch eine Brücke verbunden werden, deren Herstellungskosten auf eine halbe Million Rubel geschätzt werden.

Der barmherzige Samariter. Lehrer in einer Dorfschule: „So, liebe Kinder, lautet also die Geschichte von dem edelmüthigen Mann, der zu den verachteten Samaritanen gehörte. Was würdet ihr a. B. thun, wenn ihr einen armen Gehilfen handelen ein Wege sändet?“ — Wünschig hebt sich ein hübsches Mädchen, am Zeichen, daß sein glücklicher Behrer, der irdensjährige Gottlieb, eine Antwort gefunden hat. Lehrer (anmuthig): „Nun, kleiner, was würdest du thun?“ — Gottlieb (heroisch): „In vollen Wollens! todt machen!“

Zeiteinteilung. Dame: Womit beschäftigen Sie sich denn in Ihren Musestunden? Student: Musestunden? Habe ich nicht! Entweder ich schlafe, oder ich trinke!

Es geht auch so! Tourist: In diesem Dörfchen wird heute Kirchweih gefeiert; ich habe aber doch weit und breit gar keine Kirche bemerkt. Wirth: Es auch keine da — aber a Kirchweih müssen wir doch hab'n!

Keine Sorge. Nun, wie geht's denn Ihrem Vessen? Macht er gute Geschäfte? — Oh, um den ist mir gar nicht bang. Der wird sich schon durchbringen! Hat er doch auch schon kein ganzes mitterliches Vermögen durchgebracht!

Alles umsonst. Der Herr Hauptmann richtet seine Compagne und gewahrt, daß eine Kule über die Front heransragt. „Belwebel,“ ruft er, „wie heißt der Kerl da mit der großen Kule?“ — Belwebel: „Waller, Herr Hauptmann!“ — Hauptmann: „Belwebel, hören Sie den Kerl ins zweite Heide!“ — Belwebel: „Steh schon d'rin, Herr Hauptmann!“

Für die Redaktion verantwortlich: H. B. Albert Gerling in Halle.

Druck und Verlag von Otto Henze in Halle a. S.



„Was ist geschehen?“ wandte er sich an den Fischer mit einer angenehmen Stimme, der man aber doch etwas von der Gemüthsheit des Kommendantens anhörte.

„Da haben wir nun die Bescherung, Herr Lieutenant,“ sagte der Fischer, „Krämer Schönholz ist ins Wasser gefallen oder hineingefrungen.“

„Der hineingefrungen worden,“ fügte der eine der Fremden hinzu, worauf von dem Fischer mit dem Titel Kommandant Angeredete und auch in seiner Haltung der Fischer verachtete junge Mann sich häufig zu ihm wandte und fragte: „Dingeingefrungen? Wie meinen Sie das?“

„Mein Freund glaubte, einen Wortwechsel zu hören, der dem Fall ins Wasser voranging,“ erklärte statt des Gefragten sein Gefährte, „doch halten wir uns dabei jetzt nicht auf, sondern gehen wir, ob dem Unglücklichen noch zu helfen ist.“

„Ich will selbst nach dem Flecken laufen und einen Arzt herbeiführen,“ erbot sich der Kommandant und wandte sich zum Gehen, wurde jedoch mit den Worten zurückgehalten: „Das ist nicht nöthig, der ist zur Stelle, mein Herr. Ich bin der praktische Arzt D^r Ernst Bollmer aus Kiel und mit meinem Freunde, dem Kaufmann Ferdinand Engelhard, auf einer Reise nach Thüringen und dem Rhein begriffen. Wir haben einen kleinen Abschieber gemacht, um uns die Residenz Ihres Herzogthums und deren hübsche Umgebung anzusehen.“

Während er dies mit gutem Anstand sagte und der Kommandant sich ihm dagegen als Artur von Sonnland, Sohn eines in der Nähe wohnenden Gutsbesizers, vorstellte, waren sie doch keinen Augenblick müßig gewesen. Auf den Ruf des Fischers waren auch noch dessen Frau und der Gehilfe herbeigekommen, der Verunglückte ward in das Haus und in die Stube geschafft, aus welcher das Gebot der Mutter die Kinder scheuchte, und dort saß auf dem Fußboden niedergelagt. Der junge Doktor zog sein Bestes hervor und schnitt ihm mit Messer und Schere die Kleider vom Leibe, dann ordnete er an, in welcher Weise der Verlesene im Rücken zu reiben sei.

Es waren jetzt fünf kräftige Männer für dieses Geschäft zur Stelle, denn der Kommandant und die beiden Reisenden legten eben so eifrig Hand an, wie der Fischer und sein Gehilfe; so sehr sie sich aber auch bemühten, und keine Minute von ihrer anstrengenden Thätigkeit inne hielten, mußte der junge Arzt nach Verlauf einer halben Stunde doch erklären, daß hier jedes Mittel erfolglos sei. Der Krämer war und blieb tot.

„Hob's mir gleich beobacht,“ brummte der Fischer, indem er kesselförmig von seiner Arbeit abließ, „wollte dem Herrn Doktor nur nicht widerprechen; wer schon so oft dabei war, wenn sie einen aus dem Wasser holen, wie ich, der versteht sich darauf, ob er nochmal wieder zu sich kommen kann oder nicht.“

„Wir haben leider nichts weiter hier zu thun,“ sagte D^r Bollmer, sich von einer letzten Untersuchung des Toten aufrichtend, „und müssen eilen, die Residenz zu erreichen, da wir mit dem Nachzuge weiterfahren wollen. Sie werden ja wohl die Angelegenheit den Behörden veranlassen, Herr von Sonnland.“

„Gewiß,“ versicherte dieser, „aber bitte noch ein Wort, meine Herren, Sie erwachten vorhin —“ er zögerte und suchte

dann fort: „Schönholz könnte von jemand ins Wasser gefallen sein.“

Der Fischer, der die Leiche mit einem Tuche bedeckt hatte, richtete sich jetzt auf und sagte, den Kopf schüttelnd: „Wie sollte denn das wohl zugegangen sein? Am besten Tage fällt man bei uns keinen auf der Landstraße an und um das, was Schönholz bei sich getragen haben wird, verlobt es sich wahrscheinlich nicht, einen Werd zu begehren.“

„Es könnte im Jörn geschehen sein,“ entgegnete Engelhard, „ich glaube zwei streitende Stimmen zu hören. Der eine rief: Ich kann nicht mehr leben, es macht mich wahnsinnig, es muß heraus!“

„Und was antwortete der andere?“ fragte Sonnland.

„Das konnte ich nicht verstehen.“

„Es war gar kein zweiter da!“ rief D^r Bollmer ein.

„Doch.“

„Was du gehört hast, war ein Echo.“

„Ein solches giebt es allerdings hier am Flusse mehrfach,“ bemerkte der Kommandant.

„Und Schönholz schrieb es öfter an,“ mischte sich der Fischer wieder ein. „Der Mann schien ja sonst in seinem Geschäfte leblich vernünftig; ich hab's aber lange genug gemerkt, das es bei ihm hier oben nicht richtig ist — er machte eine bedäunende Handbewegung nach der Stirn.“

„Er ist hier oft am Flusse herumgelaufen, hat mit den Händen geachtet und mit sich selber geredet; dachte immer, daß es so ein Echo nehmen würde.“

„Sie glauben also, er sei ins Wasser gefallen?“

„Nein, hineingefrungen ist er,“ beharrte der Fischer; „die arme Elstriede!“

„Ach, ja, die Tochter!“ rief Herr von Sonnland mittelbig, „sie muß auch benachrichtigt werden.“

„Das ist ihr Tod!“ rief die Frau, die wieder ins Zimmer gekommen war.

„Wer soll's der sagen? Sie ist ja sterbenskrank.“

„Das hat der auch auf dem Gewissen,“ brummte der Mann mit einem vornurstrahlenden Blick auf die Leiche.

„Darum bleibt er doch ihr Vater,“ erwiderte die Frau; sich an den Gehilfen wendend, befohl sie: „Geh' zum Lehrer Klaus, Hans, und sag's dem zuerst, der wird schon wissen, was er zu thun hat, und dann mach' die Anzeige beim Bürgermeister. Wack' und spate dich, daß sie mir die Leiche nicht die Nacht über im Haus lassen; weißt sonst nicht, wo ich mit den Kindern bleiben soll.“

Kommandant von Sonnland drückte ihr als Beschäftigungsmittel ein großes Geldstück in die Hand und richtete dann an die beiden Fremden, welche beschäftigt waren, ihre stark mitgenommene Toilette, so gut es gehen wollte, wieder in Ordnung zu bringen, die höfliche Einladung, ihn nach dem auf dem jetzigen Fußsteig gelegenen Orte seines Vaters zu begleiten, um sich dort von den gebotenen Anstrengungen zu erholen.

„Nein, nein, ich danke Ihnen, wir müssen sofort nach der Stadt zurück, um mit dem Nachzuge weiter zu fahren,“ erwiderte D^r Bollmer so schnell, daß es beinahe mühelos klang, ergiff den Arm seines Gefährten, der nicht über Lust zu haben schien, der Einladung Folge zu leisten, und beide verließen mit kurzem Gruße die Fischerhütte.

(Fortf. folgt.)

Gefühl!

Novelle von Maurus Jökai.

Deutsch von Ludwig Wegstler.

Mademoiselle Larisse, eine sehr mittelmäßige Sängerin in Paris, die es an der dortigen Oper nicht sonderlich weit zu bringen vermochte, sagte sich, was schon so viele ihrer Vorgängerinnen sich gesagt hatten: „Des Künstlers Heimath ist die ganze Welt“ und reiste in der Gewissheit der Primadonna assoluta einer unternehmenden Operngesellschaft nach Barichau.

Bevor sie indessen noch mit dem russischen Klub bekannt werden konnte, machte sie Erfahrungen an dem Gebiete der politischen Bewegungen; der Mezent glaubte, das Auftreten der französischen Gesellschaft könnte zu lärmenden politischen Demonstrationen Anlaß geben, und verbot vorübergehend jegliches Debüt derselben.

Der Direktor der Operngesellschaft nannte von Bontius zu

Gortischaloff, heute machte man ihm Versprechungen, morgen wies man ihn ab. Inzwischen machten die Mitglieder der Gesellschaft alle Kategorien der Schuldennacherei durch und als endlich definitiv entschieden wurde, daß der Barichauer kein anderes Amusement anzustreben werde, als allabendlich der Militärmarkt im Sadjengarten zuzusehen, waren auch sie bereits bei dem Endstadium angelangt, wo der Mensch kein Haar an dem Kopfe mehr sein eigen nennt.

Der Hunger aber ist ein schmerzlicher Rathgeber und sämtliche Mitglieder der Gesellschaft waren bereits nach allen Richtungen zerstreut und die Karole des Direktors lautete: saavo qui peat! reite sich, wer kann.

Larisse erhielt bereits seit zwei Tagen kein Mittagessen von

ihrem Hausherrn zugehört, dem sie hatte auch für das bisberige noch nicht gezahlt; sein Material verweigerte er ihr ebenfalls, in er stellte ihr sogar die angenehme Gemüthsheit in Aussicht, daß er sie am nächsten Tage vor die Thür setzen werde.

Die gelbe Glanzmittel entdeckte Primadonna besah noch eine Schachtel Thee und eine Flasche Zinobad. Diese Vorräthe nahm sie nun hervor und legte sorglich darüber, als sie in Ermangelung eines anderen Spielmaterials ihre Gelangparthien nach einander in der Kammer warf, und bei deren Feuer den letzten Ueberrest ihres Theebedarfes zu Boden verwarf.

Ein solches Papierfeuer entzündete aber in der Kammer mehr Rauch als Flamme, und als der Thee gelocht war, gewahrte Larisse auch, daß sie in dem entzündeten Qualm fast erstickte und daß sie das Fenster öffnen mußte, um frische Luft hereinzulassen.

Als dies geschehen war, goß sie ihren Thee in eine kleine, halb zerbrochene Schale und nahm aus dem Schranke die dummsche hervor, die bei ihrer Abreise von Paris noch gefüllt gewesen war. Mit diesem Bedauern aber mußte sie entdecken, daß derselben kein einziger Tropfen mehr zu entlocken war und verzweifeln hielt sie die Hände gegen das Licht, — dieselbe enthielt nichts weiter als das Andenken an eine glücklichere vergangene Zeit — den Dutt.

„Das thut nichts, mein Fräulein. Ich habe welchen bei mir, den wir verlocken können.“

Mit diesen Worten übertraf sie eine bessere Stimme, die plötzlich inmitten ihres Zimmers ertönte.

Larisse ließ doch Schreden die leere Flasche nicht fallen, sondern hielt sie nur fester, gleich einem Streitkolben in der Hand, als ob sie dieselbe jemandem an den Kopf schlagen wollte.

Ein Mann mit kräftigem Bart und Haar stand vor ihr und so weit seine Gestalt in der rauchgefüllten Kammer zu erkennen war, konnte man bemerken, daß er einen verknürrten Blick und fohlige, bis ans Knie reichende Hosen trug, während er seine Kopfbedeckung und eine lange lederne Reisetasche in der Hand hielt.

„Was soll das?“ fuhr ihn die junge Dame an. „Wie kommen Sie hierher?“

„Durch das offene Fenster mit Ihrer gütigen Erlaubniß, mein Fräulein!“

„Was wollen Sie hier?“

„Vor allem Sie bitten, das Fenster zu schließen und nicht so laut zu sprechen, denn das ist in Barichau des Nachts nicht Sitte; zweitens, mein ichones Fräulein, Sie eruchen, den Hausherrn in den Goldenen Hund' um ein kleines Nachtheil zu schicken, da ich jetzt keinen Wirth finden kann, und drittens, durch denselben Menschen einen Geistesgenossen zu lassen, der uns trauen soll, denn ich werde Sie noch heute bestrafen.“

„Eind Sie verrieth?“ fragte Larisse, aus einem Stammen ins andere folgend.

„Durchaus nicht. Die äußerste Nothwendigkeit zwingt mich zu meinem Vorgehen. Mit Ihrer freundlichen Erlaubniß will ich mich indessen ein wenig setzen; ich bin nämlich mit der Eisenbahn etwas um die Welt gelanzen und dadurch müde geworden. Trotzdem aber werden wir eine Stunde nach unterer Trauung weiterreisen.“

„Sie treiben einen impassenden Scherz mit mir, mein Herr. Ich bin nicht, wofür Sie mich halten.“

„Ich weiß, daß Sie ein ehrliches, braves Mädchen sind, was mir übrigens ganz gleichgültig ist. Sie besitzen keinen Pfennig

Geld mehr und können nicht nach Paris heimkehren; — ich nehme Sie also zur Frau, wenn Sie einwilligen, und wir beide steigen sofort die Eisenbahn, ohne bis Paris anzukommen. Ich verlange nichts weiter von Ihnen, als die alljährlichen Bäckerzeiten, welche die Frauen ihren Gatten während der Wüste zu besorgen pflegen, und wenn wir dann in Paris angekommen sind, liegt es Ihnen frei, einen Scheidungsprozess auf Grundlage einer nicht vollgogenen Heirath anzutreten.“

„Aber wozu denn das alles, mein Herr?“

„Wozu? Das ist eine sehr lange Geschichte, die ich Ihnen rückwärts erzählen will, sobald wir in Paris angekommen sind. Ich, es ist sogar eine haarsträubende Geschichte! So interessant, wie ein Roman, und wird Sie amüsiren. Bis dahin aber besorgen Sie mich über nichts. Es mag Ihnen genügen, so viel über mich zu wissen, daß mein wirklicher Name, welchen ich Ihnen anbot, Kosimir Bemianofski ist, welchen ich indessen nur dann führe, wenn wir allein sind. Meine Briefkäste übergebe ich Ihnen; sie enthält hundertthätigtaufend Francs in Banknoten, bezahle Sie alle Ihre Pflichten und sorgen Sie unterwegs für meine Bedürfnisse. Wenn wir in Paris angekommen, uns trennen, gehört die Hälfte meines Vermögens Ihnen, wenn mir unterwegs etwas zufällt, so behalten Sie mein Vermögen ungetheilt.“

„Ich bin entsetzt über Sie, mein Herr!“

„Das glaube ich und zweifle auch gar nicht daran. Doch bitte, schließen Sie die Fensterläden, ich höre die Kofakendatrouille.“

Unwillkürlich gehorchte Larisse, trotzdem sie sich dadurch, daß sie ihre Fensterläden schloß, vollständig der Discretion des geheimnißvollen Eindringlings überließ.

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein; man sieht, daß Sie ein Herz haben, und es thut mir nur sehr leid, die guten Eigenschaften Ihres Verzens nicht schon früher kundig zu haben. Jetzt bin ich angewunden, so mit der Thüre, mein, mit dem Fenster ins Haus zu fallen. Da Sie nun die Güte hatten, meine erste Bitte nach einem Nachdenken von einer Minute zu erfüllen, so werden Ihnen vielleicht fünf Minuten des Nachdenkens genügen, um für uns Beide ein Nachtheil holen zu lassen. Sehen Sie, ich gehe Ihnen sogar meine Uhr; nehmen Sie sie an sich und zählen Sie die Minuten ab.“

Der Fremdling nahm seine Uhr samt Kette ab und reichte Beders der Sängerin.

„Nun gut, mein Herr; seipieren Sie also hier.“

Larisse sah hinaus, brach mit dem Haussmeister und lebte nach kurzer Pause zurück, die ruhig gehaltenen Pfeifen selbst auftragend, da sie bereits so viel durchschaut hatte, daß jener Mann von keiner dritten Person gesehen werden dürfte.

„Ich danke Ihnen bestens, mein ichones Fräulein. Wenn Sie also gefällig, bedenken wir uns gegenseitig.“

Der Fremde wackelte keine Emderung ab. Er stellte für Larisse und für sich Stühle an den Tisch, sendeten den Bruten, stellte die Kartoffeln und begann zu essen, während die Sängerin des Gesicht dieses sonderbaren Mannes andrte. Olerig, gedanklos verfiel er die Speisen, als ob er gar nicht wisse, daß er esse, und nur einem dringenden Bedürfnisse Genüge leiste. Dabei war tiefe Ruhe, glänzende Stille in Falten gelegt, seine Augen auf einen Punkt gerichtet, wie die eines Menschen, der in tiefes Nachsinnen verfallen ist; zuweilen hielt er inne, wie wenn er horche, warf den Kopf zurück und sogte das Messer, mit welchem er aß, in einer Weise, als ob er sich gegen Jemanden auf Leben und Tod vertheidigen wolle.

(Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

* **Parlamentarische aus den Tagen der ersten Revolution.** „Ich weiß nicht,“ erzählte Jules Simon, „ob zur Zeit der ersten Revolution die Redner häufig improvisirten; ich glaube, die meisten haben oder recitirten. Dergleichen war dies mit Mirabeau der Fall. Unter der Restauration sang die Paris'ische Triade die Mairons, die Deputirten gewöhnlich die häßliche Triade: für die Tribüne oder war der offizielle Grad mit dem gestifteten Kranze vorgeschrieben. Beim Betreten des Saales wählte man gleich, was und wer zu hören sei. Wenn ein in braunem Kleid und Kniefingerring stehender Deputirter sich durch die Rede eines Kollegen beliebtig fühlte, war die Belegenheit groß; nicht begnugte er sich, denselben zu nennen: „Sie wollen die Antwort haben!“ Der er fährte davon, setzte im Hande zurück und vollendete gewissermaßen die Toilette auf dem Wege zur Tribüne. Selbst nicht Louis XVIII sagte man noch, die Reden abzuhören, doch wurden die Redner mit Grauen

betrachtet. Das Ende einer Improvisation ist abzuhören, der Mann mit einem Heft in der Hand wirkt unheimlich. Nach Verlesenen einer Viertelstunde gab die Versammlung, nach weiteren 15 Minuten plauderte sie, nach der ersten Stunde begann sie zu murren. „Ueberflügen Sie einige Blätter!“ sagte der Präsident, sich zum Sprecher hinwendend. Aber dieser war gerade bei der höchsten Stelle angelangt und konnte diese unmöglich hören. „Ich höre Ihnen niemand mehr an.“ Bemerkte nun der Präsident und erhielt zur Antwort: „So schaffen Sie mir Ruhe.“ Der Präsident mochte zur Stille, läutete, kopfte mit dem Papiermesser auf das Pul und wies die Gaabliener rufen. Umsonst, der Tumult verstärkte sich. Als eines Tages der ältere Dupin den Vorhitz führte, las Abraham Dubois eine endlose Rede über die Finangen. „Ueberflügen Sie einige Blätter“, hinsterte Dupin nach seiner Gewohnheit. Abraham that so, aber es blieben nun noch deren so viele übrig, daß Dupin zuletzt sich erob und aufsteigend leise, aber mit der Gewißheit, weit herum verstanden zu werden, rief: „Vorwärts,

